

INGRID SPLETT · OFFENBACH/MAIN

Brief an Petra

oder: Gedanken über Liebe und Ehe

Liebe Petra,

schade, daß wir unser Gespräch neulich abbrechen mußten, als es erst richtig spannend wurde. Ich habe inzwischen nachgedacht über das, was Du über Eure Diskussionen in der Gruppenstunde erzählt hast. Neulich beim Arztbesuch las ich übrigens (FOCUS Nr. 43): »Nachdem in den 70er Jahren die freie Liebe postuliert und in den 80ern vollzogen wurde, scheint bei den Youngsters der Neunziger nun eher die Gartenlaubenidylle angesagt.« Zugleich verkündete DER SPIEGEL das »Ende der bürgerlichen Familie. Vom Ehe-Leid zur Ehe light.« Demgegenüber FOCUS 46: »Neue Lust auf »lebenslänglich«. Die gute Ehe.« – Was also?

Gehen wir das Ganze doch zunächst »prinzipiell« an. Einmal: Was ist der Mensch? Eine Philosophiefrage. Aber zwischendurch stellt sie sich jedem und vor allem in Eurem Alter, in der Suche nach »Identität« und Sinn-Orientierung. Sodann: meine Sicht von Ehe. Wobei mir bewußt ist, daß persönliche Erfahrungen sich kaum weitergeben lassen. Versuchen wir es trotzdem, uns gemeinsam auf den Gedankenweg zu machen ...

1. Was ist der Mensch?

a. *Geheimnis.* »Jeder Mensch hat viele Gesichter und jedes davon ist sein wahres ...« (Bernard Buffet). Je mehr wir über einen Menschen wissen, desto weniger können wir ihn auf einen Nenner bringen. »Am schmerzlichsten ist die Erfahrung des Miß- und Nichtverstehens bei Menschen, die man am meisten liebt. Lieben heißt gerade: erkennen und einzuwilligen, sich zeitlebens nie ganz zu verstehen. Im wirklichen Leben – und das ist ei-

INGRID SPLETT, Jahrgang 1939, Studium an der Pädagogischen Hochschule München, ist verheiratet und Mutter zweier Söhne.

ner der Züge, wodurch es sich von Romanen unterscheidet – stimmen Worte und Handlungen eines Menschen, wenn wir genau beobachten, fast nie ganz zu seinem Charakterbild, das heißt, zu dem, was wir seinen Charakter nennen« (C.S. Lewis).

b. *Sehnsucht nach Ganzheit*. Ihr jungen Leute versucht, ganzheitlich und »natürlich« zu leben, vorbildlich oft für uns. Doch wie weit geht dies für das Leben selbst, für zwei gar, zweier Menschen? »Auf der falschen Voraussetzung, als könnten zwei Menschen ganz ineinander aufgehen, wurzeln die schlimmsten Übel des Lebens«, sagt Gerhart Hauptmann. »Ein Herz und eine Seele« sein? Wo doch oft schon »in einer Brust zwei Seelen« hausen; und das nun multipliziert?

Doch Spaß beiseite. Nach dem alten Mythos in Platons *Gastmahl* waren wir ursprünglich Kugelmenschen; zur Strafe entzweigeschnitten (am Nabel verschnürt), suchen wir nun unglücklich als Hälften unser Gegenstück. Aber fänden wir, wenn wir es fänden, *unser* Glück: ich aufgelöst in einem Über-Ich?

c. *Differenz der Geschlechter*. Mann und Frau, behaupte ich, sind keine Hälften. Beide dasselbe: Mensch; aber auf je andere Weise. Menschsein ist das Grundlegende, Mann- und Frausein sekundär. Dennoch: Fremdheit der Geschlechter, von der leiblichen Verschiedenheit bis in Sprache und Gefühle hinein.

Jean Paul: »Solange ein Weib liebt, liebt es in einem fort – ein Mann hat dazwischen zu tun.« Meine Beobachtungen zeigen, daß das auch heute noch gilt. Oder nicht? – Ein gutes Beispiel dafür bringt bei C.S. Lewis der Oberteufel in seiner *Dienstanweisung*: »Eine Frau versteht unter Selbstlosigkeit hauptsächlich: sich um anderer willen zu mühen; ein Mann versteht darunter: andere nicht zu bemühen ... Dadurch also, daß die Frau nur daran denkt, Gutes zu tun, und der Mann, die Rechte der anderen zu respektieren, wird jedes Geschlecht das andere unberechtigterweise für eigentlich selbstsüchtig halten.«

»Man tut alles, um zu verstehen, ... um verstanden zu werden, und das Ergebnis ist ein rapider Zuwachs an Mißverständnissen« (M. A. C. Otto). Kann man das anders nehmen als mit Humor?

d. *Sexualität als Leibsprache*. Nach dem Lexikon ist Sexualität »in der Biologie das Phänomen, bei dem aufgrund einer physiologisch-chemischen Polarität zwischen Geschlechtszellen genetische Substanz ausgetauscht wird ...« In der Tat nur biologisch; deshalb rede ich nun nicht von Körper, sondern von Leib. Leib, in dem wir selbst wohnen, für andere da sind und aus dem neues Leben entstehen kann. Wir besitzen ihn und sind er – »leibhaftig« (»ganz wie sie liebt und lebt«).

Du hast ja recht: Das sechste Gebot mit seinen Verboten steht erst an sechster Stelle, und es gibt so viel andere Verfehlungen, die Papst und Kir-

che seltener erwähnen. Jammerschade, daß so viel schöne Dinge, die der Papst geschrieben hat (z. B. über Zärtlichkeit und Sympathie in »Liebe und Verantwortung«) kaum wahrgenommen werden. Etwa auch, weil dann der alte Vorwurf der Lust- und Leibfeindlichkeit fallen müßte?

Du fragst nach der Grenze zwischen Zärtlichkeit und Sexualität. Fest steht: Kinder kommen nicht durch Zärtlichkeiten in die Welt! – Es kann geradezu pervers sein, keine sexuelle Gemeinschaft zu haben, wenn der »Austausch der Herzen« einen bestimmten Grad erreicht hat. Aber gerade weil die (gottgeschenkte) Sexualität ein so hohes Gut ist, muß sie gehütet, in richtige Bahnen gelenkt werden.

Zum Ernst des Leiblichen gehört die Institution. Das »Du – für immer« will auch öffentlich gesagt sein. – Zudem schützt das Recht den anderen (ein Stück weit) vor den eigenen Lieblosigkeiten und Gefühlsverirrungen.

Ließe sich von einer eigenen »Jugendsexualität« reden? Als Gabe und Aufgabe jedem gegeben, bedarf sie bei allen der Bildung. – Die Bibel spricht von »Erkennen« zwischen Mann und Frau: Person und Leib werden nicht auseinandergerissen, sie bilden eine Einheit. – Die Leibsprache braucht Kultivierung: »Schamkultur« – was leider ganz negativ klingt. Scham unterdrückt nichts, sie bewahrt und schützt; sie verdeckt nicht, sondern läßt erst sehen. »Sie ist in letzter Perspektive jene unfäßlich intime Diskretion, in der zwischen Liebenden eines jeden Geheimnis nicht von und bei ihm, sondern jeweils beim anderen – und so wahrhaft bewahrt ist.«

Wie oft kann man solches Vertrauen riskieren? Hier teilen wir das Allerpersönlichste, ungeschützt uns selbst mit. Das führt oft in eine zunächst unbeabsichtigte Gefühlsbindung, wo es wenig hilft, daß vorher abgesprochen wurde, die Gemeinsamkeit nicht »überzubewerten«. Ein Teil leidet – meinen Beobachtungen zufolge – immer mehr. Zudem belegen Eifersucht (nicht krankhafte) und die Verletzbarkeit durch Indiskretion, daß Sexualität mehr ist als ein Natur-Trieb zur Bedürfnisbefriedigung.

e. *Liebe*? Nein, keine weitere Definition zu den vielen. In den Be-Griff bekommt man sie nie. »Die Kraft, die das Leben möglich macht« hieß es in einem Hit. »Himmelsmacht«; im Evangelium als Hauptgebot gefordert. Mit dem »Recht« auf sie werden Mord und Totschlag, vorher Lug und Trug begründet. (Wem sage ich das bei Deiner Opern- und Theaterbegeisterung!) Sie hat ihre eigene Sprache, Kosenamen, Geheimschlüssel für das Paar.

Heute sind Liebesheiraten selbstverständlich; doch wie früher wird eheliche Liebe konkret im Alltag gelebt. Sie verlangt Ausschließlichkeit, d. h. Dritte können nicht in gleichem Sinn hineingenommen werden, wohl berücksichtigt und einbezogen. Hierher gehören Aufmerksamkeit und Toleranz, Treue (Fähigkeit zum Versprechen). Jede Liebe beginnt mit einem Vorschuß an Vertrauen, der eingelöst werden muß. Der uns aber auch überfordern kann. Es gibt in jeder Ehe Vertrauensbrüche und -verluste. Das

Wissen um Schuld und Vergebung gehört dazu. Jeder braucht Liebesbe-
weise, sendet Signale, die oft übersehen oder mißverstanden werden. »Ge-
liebt wirst du einzig, wo du schwach dich zeigen darfst, ohne Stärke zu
provozieren« (Th. W. Adorno).

Sehr schön bringt es Lothar Zenetti ins Wort (zu Mk 10,6-9):

Liebeslied von Mann und Frau

Wir sind uns fern und sind uns doch nahe,
wo ich auch bin, ich denke an dich:
So wie du bist, so will ich dich lieben,
so wie ich bin, so liebe mich!
Jahre, die gehn, und Jahre, die kommen,
war es ein Traum, der mit uns begann?
Gestern ist heut, und heute ist morgen,
ich bin bei dir und seh dich an.
Frage den Schnee, er kennt unsre Spuren,
frage den See in Sonne und Wind.
Frage dich selbst, wirst du es vergessen,
wie wir uns nah gewesen sind?
Daß es dich gibt und daß ich dich kenne,
daß ich dich fand, wie ist das geschehn?
Wer hat gewollt, daß wir uns begegnen?
Liebe ist mehr, als wir verstehn.

2. Ehe im Wandel

Bis zur Jahrhundertwende stellte man die Frau rechtlich den Unmündigen
gleich. Es war ein weiter Weg bis zu unserer Vorstellung von gleichberech-
tigter Partnerin. Die Medizin hat entscheidenden Anteil daran. (Erst 1826
entdeckte K. E. von Baer das Säugetierei. Die Meinung, der Mann allein
zeuge das Kind in den weiblichen Körper hinein, bekundet bis heute die
Rede vom »Samen«.) Ebenfalls der Medizin verdanken wir eine wesentlich
höhere Lebenserwartung.

Gleichgeblieben ist die Grund-Forderung an jede(n), sich für das Gute
hier und jetzt zu entscheiden. Und die Realität unseres Versagens. Gleich-
geblieben ist – bei aller Psychologie – die natürliche Fremdheit der Ge-
schlechter; die Unerläßlichkeit von Verzicht und Verzeihung (übrigens aus
einem Wortstamm!). Dabei mögen – zur Petrusfrage Mt 18,21 f. – 77 Ver-
fehlungen es uns schwer machen, doch schwerer oft *eine* Verfehlung, die
uns 77mal in den Sinn kommt.

a. *Lebenslänglich*. Du siehst zwar auch in der Liebe das Band, das zusammenhält, wie es im Kolosserbrief 3,14 steht. Aber das ist ja gerade das Problem: Liebe, gibt es die »lebenslänglich« (was im Wortsinn nicht einmal mehr für's Gefängnis gilt)? Begonnen hat das Leben lange vor der Ehe. So ist es für Eheleute wichtig, ihre Kindheits-Wurzeln zu kennen. Und zu meist geht das Leben für einen Partner ohne den anderen weiter. Insofern sind wir tatsächlich – wenn auch nicht im heutigen Sinn – »Lebensabschnittsgefährten« (hoffentlich uns nicht dieses beschneidend).

»Nicht Liebe macht die Ehe aus, sondern Einwilligung« heißt es in Claudels *Seidenem Schub*. Das schließt Liebe ja nicht aus. Es ist realistisch, daß Liebe gefährdet ist, der Erprobung bedarf (deshalb ist eine Verlobungszeit gut). Jeder braucht mehr Liebe, als ihm zusteht. Jeder ist verletzlich, schwächer, aber auch stärker, als der andere weiß. Darum gilt es, sich um die Haltungen zu bemühen, von denen ich sprach. Es geht nicht um Wolken-Ideale, doch darum, auf »das Schwarze inmitten der Scheibe« zu zielen. (Wie oft trifft man es schon? Wenn man nur den Fehlschuß zugibt!) Nun genügt leider guter Wille nicht immer. Keiner genügt dem anderen, und jeder reicht über den anderen hinaus. Daß Gottes Gnade Schwäche in Kraft verwandeln kann (2 Kor 12,9), meint mehr als billigen Trost (hier wäre von Sakrament und Glaube zu sprechen).

b. *Langweilige Ehe?* Zunächst ist sie ein Abenteuer: »spannend« wie »spannungsgeladen«. Und doch läuft sie Gefahr zu ermüden, in Gewöhnung zu erstarren. Hat man den anderen (sich selbst hält man schon eher für geheimnisvoll) nicht auswendig gelernt?

Es gibt die Macht von Gewohnheiten, guten und schlechten. Diese zu unterscheiden ist schon innerhalb der Ehe schwierig, geschweige von außen. Ein einfaches Beispiel: Du beobachtest, wie »sie« ihm ein Stück Zucker in den Kaffee gibt. Wird hier seine »Bequemlichkeit unterstützt«? Mit Freude, stiller Aggression, gedankenlos? Seine Antwort? Keine? Merkt er's nicht mehr, oder bedankt er sich – wie? Vielleicht wird so eine schöne Ersterfahrung dankbar erinnert, es kann ein täglicher kleiner Liebesbeweis sein oder Bevormundung signalisieren ...

Gelebt wird im Alltag, der oft als grau und eintönig empfunden wird: für die Hausfrau wie für die auswärts Berufstätige. Gewohnheiten haben ihr Gutes: sie sparen Zeit und Kraft. Wir erfahren außerdem Vertrautheit, Zuverlässigkeit und Halt. Hauptvorwurf: Der Alltag tötet die Liebe durch Gewöhnung, er schafft Langeweile. – Es kommt darauf an, wie zwei die lange Weile ihres Miteinanders füllen – in einem Heimischsein beieinander, das doch kein Egoismus zu zweit wird. Nötig ist, sich nach außen zu öffnen, die Pflege von Freundschaften, der Sinn für Fest und Feier, die den Alltag erhellen. »Wo die Liebe sich freut, da ist Fest«, mit der Phantasie und Zeit-Investition wie damals zu Anfang.

c. »Freiwillige Abhängigkeit ist der höchste Zustand«, notiert Goethes Ottilie in ihrem Tagebuch, »und wie wäre der möglich ohne Liebe.« Darin sieht sie ihr Glück. Es ist das Glück jedes Verheirateten. Diese grundsätzliche Freiwilligkeit muß sich allerdings im Konkreten erproben. – In Freiheit Verantwortung übernehmen und dem anderen Frei-raum und Selbst-verantwortung lassen. Buchstäblich »Eigen-Raum« – wenn es geht. Daß der Mann »sein« Zimmer hatte, verstand sich eher als das private Zimmer der Ehefrau und Mutter: selbständig nach ihrem eigenen Geschmack eingerichtet (was Hilfestellung ja nicht ausschließt). Schwierig die Frage, wann einer zu seinem Glück »genötigt« werden darf und soll. Es muß Spielregeln geben; dazu gehört auch in etwa das Bild, das wir uns voneinander machen. »Daß Bild und Wirklichkeit nicht schlicht identisch sind, bereitet immer wieder liebsame und weniger liebsame Überraschungen; doch eben weil man sich nicht auf das Bild des anderen, sondern auf ihn selbst bezieht ... Wie wir einzig mit zwei Augen räumlich sehen, so erschließt sich uns Wirklichkeit überhaupt erst gemeinsam.«

Liebe Petra, vielleicht ist Dir aufgefallen, daß von Gott kaum die Rede war? Ich habe ihn lieber aus dem Spiel gelassen, obwohl ich der Meinung bin, daß Rang und Würde des Menschen letztlich nur durch ihn begründet sind. Zu schnell von Gott zu sprechen kann eine Form sein, sich vor menschlichen Pflichten zu drücken. Vor allem gibt es nichtreligiöse Ehen, die gelingen, und christliche, die scheitern.

Wie man Eheglück ausdrückt, habe ich bei Gabriele Wohmann gefunden. Ein letzter Beleg meiner »Zitateritis«; in dessen Sinn meine Grüße und Wünsche für Dich,

Deine Patentante

Glück.

Versöhnlichkeit.

Behutsamkeit.

Wenn zwei Leute,
die verheiratet sind,
mit den Jahren lernen,
aus dem, was sie,
als verliebte

Planlosigkeit, zusammen-
gebracht hat, etwas so
Behutsames, Verwandt-
schaftliches zu machen:
eine große Sache,
gnädiges Glück.